

Information | Satire | Kultur




Die andere Seite der Stadt.

Mai 2002

 EDITORIAL Seite 2

 KULTURKAMPF Seite 3

 GEKAUFT! Seite 13

 ÜBERLAND Seite 17

 TAGEBUCH Seite 22

 AUTOREN / KONTAKT Seite 27

Mai ist Frühling,

liebe Leser: Endlich! Damit Sie im Biergarten / Café / Restaurant nicht allzu lange auf Ihre Erfrischung warten, haben wir wieder Kurzweil vom Feinsten für Sie! Sitzen Sie in der Abendsonne, liegen Sie faul im Park, wirken Sie intelligent und interessant – indem Sie Ihr PotZdam-PDF lesen.

Wer nicht lesen mag, schaut sich die Bilder an: Semira Kiani illustrierte einige unserer Texte – visuelle Köstlichkeiten! Und Fotos gibt's auch! Außerdem schreiben Christina Menzel und Volker Störmann in diesem Monat für uns. Sie aber: Lesen Sie...

... und grillen Sie an!

Die Redaktion

Brisanzgranate trifft Prinzenspielplatz!

Zuschütten? Erhalten?

Von M. Gänsel

Im nordwestlichen Teil des Parks von Sanssouci findet sich auf einem kleinen Hügel, in Wiese eingebettet, eine Gruppe von ziemlich ramponierten Mauern. Wer zufällig darauf stößt und im Reiseführer nachschlägt, findet zwischen „Neues Palais“ und „Drachenhaus“ keinen weiteren Eintrag. Wer von einem Potsdamer hingeführt wurde, hört den Satz: „Des isser, der Prinzenspielplatz.“

Man erkennt nur Bruchstücke, der Großteil ist mit Gras überwachsen und modert im Erdreich. Hier erhebt sich ein Giebel, dort zieht sich ein Graben entlang; kleine Treppchen beflügeln die Phantasie und man bedauert, die Zinnsoldaten zuhause gelassen zu haben. Die Anlage mutet militärisch an – große Löcher sehen wie Kanonenhalterungen aus. Ein Spielplatz für künftige Feldherren: Das wundert in Preußen keinen.



Man raucht eine Zigarette, man nickt beifällig, der Potsdamer ist stolz – und weiß auch nicht mehr darüber zu erzählen. Immerhin weiß er, dass es dieses Miniatur-Bauwerk gibt. Im Sommer hocken Familien hier auf Picknickdecken und lächeln cool über Touristen, die fragenden Blickes um die Anlage herumlaufen. „Des is der Prinzenspielplatz,“ sagen sie bedeutsam. Doch das ist falsch.

Das Fort im Park von Sanssouci, wie Eingeweihte das Bauwerk nennen, wurde im Auftrag von Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1893 als Modell errichtet, um militärisch mithalten zu können. Denn ein Ereignis mit wunderschönem Namen erschütterte ab 1880 die Fachwelt der Festungsbauer und die Generalstäbe der europäischen Armeen: die Brisanzgranatenkrise.

Seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts experimentierte man nämlich mit neuem Sprengstoff; die daraus hergestellten Granaten machten alle bis dahin errichteten Befestigungsbauten zu überflüssigen Pappwänden (die Sprengkraft einer Granate heißt ‚Brisanz‘). Kaiser Wilhelm II. ließ das Fort bauen, um Verteidigungsmöglichkeiten gegen die neuen Granaten zu testen – die Panzerfestung mit einer Kombination aus Panzerkuppeln und Betondecken wurde im Maßstab 1:10 testtauglich errichtet.

Was wie eine Kanonenhalterung aussieht, ist tatsächlich eine Einfassung für ein Panzerturmgeschütz. Die Zinnsoldatentreppchen sind in der Tat Aufgänge – von der Kehlkasernen zur oberen Galerie. Wer wissen möchte, was sich hinter Zentralwerk, Spitzgrabenwehr, Anschlussbatterien und Grabenkoffer verbirgt, sei auf eine kleine Broschüre verwiesen, die Peter Feist veröffentlicht hat: „Das Fort im Park von Sanssouci“ (Berlin 1995). Feist bezeichnet das Fort als „außerordentlich bedeutsames Denkmal der deutschen Militärgeschichte“ (Ebd., S. 3) und bedauert den Verfall des Modells. Der Putz platzt ab, die Gräben wachsen zu, Sammler bedienen sich fleißig.

Und wirklich scheint sich bis heute niemand darum zu scheren: Keine Tafel informiert über das Bauwerk, in Reiseführern findet das Fort kaum Erwähnung. Verantwortlich ist die Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg, die dem aus gut unterrichteten Kreisen stammenden Gerücht, die ganze Anlage würde in naher Zukunft zugeschüttet, gern widersprechen darf.

Es finden sich sicher, über die Motivation darf man geteilter Meinung sein, genügend Militärexperten, die den historischen Wert ausreichend schätzen und den Erhalt des Forts unterstützen würden. Das Ganze zuzuschütten, nur um sich Erklärungen und Arbeit zu ersparen, scheint widersinnig. In jedem Falle: Gehen Sie schnell noch einmal hin, sehen Sie es sich an, stellen Sie sich Kaiser Wilhelm II. vor, wie er das Fort im Juli 1893 bei einem Festschmaus entgegennimmt. Und murmeln Sie doch bitte „Brisanzgranatenkrise“ vor sich hin, wenn Sie die Picknickfamilien anlächeln.

Literatur für den Festungsfreund:

Volkmar Braun / Herbert Jäger / Hertwig Neumann: POTSDAM – Kaiser Wilhelms Modellfort von 1893 im Park von Sanssouci und die Panzerfrage der Festungen. Wesel 1992.

Walter Dumbky: Die deutschen Festungen von 1871 bis 1914: Strategische Bedeutung und technische Entwicklung. Frankfurt a. M. 1987.

Martin Schönemann: Das wilhelminische Sanssouci. Potsdam 1990.

© POTSDAM 2002 – M. Gänsel / Foto: Markus Wicke

| KULTURKAMPF |

In 17 Phrasen durchs Sommersemester*

Von Diana Stübs

Das Sommersemester hat begonnen. Aber ist man mental auch bereit für die vielen Gespräche in der Mensa, auf der Universitätsgeländewiese oder auf dem Flur, wenn man mal wieder nicht in den überfüllten Seminarraum gepasst hat? Vielleicht nicht. Folgende Phrasen können sich dann als nützlich erweisen.

Das hört man dir aber Ü-BER-HAUPT-NICHT an!
(Zu Bayern, die sich außerhalb des Freistaates aufhalten.)

Aber du trägst doch auch Schuhe / Sandaletten aus Leder...

(Zu Vegetariern, Veganern, Frutariern. Zu all jenen, die sich in der Mensa zum dritten Mal in Folge für den grünen Pamps, der unter dem wohlklingenden Namen "Alternativessen" unters Volk gebracht wird, entschieden haben.)

DIOXIN!

(Über die Mensa-Desserts.)

Ich könnte nie wieder in einer anderen Stadt leben...

(Zitat: Provinzler, die seit 2 Wochen in Berlin, vorzugsweise Friedrichshain, wohnen und – na klar – leben)

Die Typen MUSS man gar nicht in die Wohnung lassen!

(Zum Thema GEZ-Gebühren und deren Eintreiber.)

Mittlerweile hat ja echt jeder eins. Und immer kleiner werden die Dinger auch. Ach übrigens heißt "handy" im Englischen gar nicht Mobiltelefon.

(Zum Thema Mobiltelefone. Ließe sich – leicht modifiziert – aber auch über Tattoos und Gehirne sagen.)

Ein Freund von mir wurde da mal gefragt, ob Hitler noch an der Macht sei.

(Zum Thema oberflächliche Amerikaner oder entlegene Regionen Russlands.)

Aber was kann man schon von jemandem erwarten, der sich noch kurz vor seiner Amtszeit damit gebrüstet hat, erst drei Mal im Ausland gewesen zu sein...

(Über den die Achse des Bösen entlarvenden und vernichtenden Cowboy George W. Bush. Könnte nach dem 22. September aber auch für den Bundes-Ede gelten.)

Wo hast du's gesehen? Uli Wickert war ja echt total überfordert. Und diese Püppie von MTV...

(Über den 11. September 2001 oder das Fernsehprogramm an sich.)

Das hat mir auch für meine persönliche Entwicklung total viel gebracht.

(Nach einem Auslandsjahr. Ersatzweise gingen auch 3 Wochen Sprachferien.)

Die werden doch auch ständig geklaut.

(Über H&M-Poster an Haltestellen oder Fahrräder.)

Wer sich so gut vermarktet, kann nicht wirklich doof sein.

(Über die Spinatkonsumentin Nr. 1 – Verona Feldbusch oder die Schreihälsin im Fachschaftsrat.)

Ich bin da erst gestern / kürzlich / vor einiger Zeit hängen geblieben und da war jemand...

(Zum Thema Talkshows.)

Lassen die sich nicht auch scheiden?

(Über prominente Paare.)

Ist DER süüüß!

(Über kleine Autos, jüngere Geschwister oder den Hiwi am Lehrstuhl.)

Wenn ich daran denke, kommen mir im Moment noch nur all die Einschränkungen in den Sinn, die so etwas mit sich bringen würde.

(Über das Kinderkriegen oder die Zwischenprüfung.)

* Wir danken Wiglaf Droste („In 80 Phrasen um die Welt“ Nautilus 1992)

© POTZDAM 2002 – Diana Stübs

| KULTURKAMPF |

Brainstorming, Thema: Frau

Eine Materialsammlung

Von Christina Menzel

Stand im Supermarkt mal wieder extrem lange an der Kasse an, vor mir nur Frauen älteren Schlags mit Einkaufswagen, vollgestopft bis zum Rand. Kaufwütige Rentnerinnen, das Phänomen kennt man ja. Ob die früher auch mal so waren wie ich – und schlimmer noch, ob ich auch mal so enden würde wie sie? In solchen Momenten kommt man dann auf die komischsten Gedanken, z. B. beim Anblick der aufs Band gelegten Ware (ein wie ich an dieser Stelle sagen muss, wirklich abscheulich aussehendes Plastik-Sparschwein): Ob es Zufall ist, dass es alles Frauen waren, die zusammen mit meiner Mutter diese Woche gefeuert wurden (An dieser Stelle gleich noch die Bitte an alle und der Aufruf zur Solidarität: die Sparkasse, die reiche, doofe Geldverwaltungsanstalt, die sowieso nur wenig Zinsen und hohe Überweisungsgebühren anzubieten hat, in Zukunft eiskalt boykottieren!) – oder was der ganze Scheiß eigentlich soll.

Möglicherweise sind wir selbst dran Schuld. Wir Frauen. Besser wieder zurück an den Herd? Ein Problem der Gesellschaft, vielmehr. Früher oder später wird sich alles rächen. Zuallererst die Frauen. Für die einen nur ein Wort mit 6 Buchstaben, für die anderen der größte lebendige Alptraum der Welt. Für eine nahezu verschwindende Minderheit immer noch das unbeschreibliche, 8. Weltwunder. Wie kam es eigentlich dazu?

Glaubt man der Bibel, so war die Frau im großen Schöpfungsplan zuerst gar nicht vorgesehen. Der Mann allein hätte eigentlich vollkommen ausgereicht, um alles zu vergeigen, aber dummerweise wurde ihm langweilig und er hatte keinen Bock mehr, an sich selbst herumzufingern. Deshalb schnipelte er eine überzählige Rippe aus seiner Seite und bestellte sich dafür aus Thailand eine Frau. So oder ähnlich soll es gewesen sein. Bibelfest bin ich nicht, da kenn ich im Wesentlichen nur die Namen der 12 Apostel, die Geschichten von „Jona im Wal“ und der „Frau von Lot“, die versteinerte und aufgrund ihrer Dooftigkeit nicht mal das Recht auf einen eigenen Namen hatte. Aber dieses vom Radiohören erworbene Wissen reicht mir als unreligiöser Mensch aus – zurück zum Kern.

Jedenfalls war der liebe Gott mit dieser Sonderlieferung am Wochenende wohl doch ein wenig überfordert, denn er sandte Freund Adam eine noch ziemlich unausgeformte Mensch-Variante als Partner: eine Nudel zu wenig, viel zuviel Brust und genetisch bedingte Wahnvorstellungen, wie beispielsweise der Irrglaube, in der Fußgängerzone tot umzufallen, wenn man nicht mindestens 10 Minuten an jedem Schuhgeschäft stehen bleibt. Verschlimmertere Auswirkungen in diesem Bereich sind: sogleich kaufrauschartiges Erwerben von Puschen, die man sich an die Füße schnallt und die aussehen, als könne man damit die Elektrizitätsversorgung einer Kleinstadt bewerkstelligen... oder sie als Aussichtsplattform vermieten: gütlich, breit und in jedem Fall hoch.

Ein Blick auf die weiblichen Chromosomen beweist ganz eindeutig die Mangelhaftigkeit des Modells: zweimal X – das heißt zweimal durchgestrichen – sollte also eigentlich noch mal überarbeitet werden. Trotzdem schaffte es die Frau, ihren Platz auf der Welt zu behaupten. Konnte der Mann schon immer besser gucken als denken, so machte sie sich diese Schwäche zunutze und konnte schon bald besser aussehen als Auto fahren.

Haha, ja, voll der Brüller, aber wenn ich mal von mir persönlich absehe, trifft das auf alle anderen Weibsen zu 98% zu (Jana, Katja, Katrin,... irgendwelche Einwände?!). Mit ein paar Pinselstrichen um Mund und Augen (Farben im Gesicht verteilen, vor denen Apachen schreiend wegrennen würden, nicht wahr, Caro?!), und der Erweiterung des Dekolletés in reziprokem Verhältnis zur Kürzung der Rocklänge (Katrin noch mal!), gelang es ihr, selbst die Gehirnwindungen eines Nobelpreisträgers in Sekundenschnelle auf einen einzigen rudimentären Rammel-Impuls zu reduzieren.

Es lässt sich nicht leugnen - jeder Mann guckt ab und zu mal „Baywatch“, aber der Intellektuelle dreht wenigstens den Ton ab (toll, Martin!). Wer's nicht glaubt, es ist echt was dran, ich hätte es selbst nicht für möglich gehalten, da muss man erst wieder vom Gegenteil überzeugt werden. Meinem Freund hätte ich das beispielsweise auch nicht zugetraut, aber seitdem ich feststellen musste, dass wenn auf einmal der Bildschirmschoner am PC anspringt, Letitia Casta meinem Herzchen leichtbekleidet erotische Blicke zuwirft, dann hege ich auch keine Zweifel mehr daran, dass hinter den augenscheinlichen VHS-Cassetten-Hüllen mit dem täuschungsechten Aufdruck „FRONTAL“ vermutlich nicht Kienzle und Hauser verbalen Schlagabtausch betreiben, sondern Pamela-ich-lasse-mich-gerne-von-meinem Mann-verprügeln-Anderson im roten Badeanzug oder mit noch weniger Stoff bedeckt ihr Unwesen treibt. Männer, Ihr seid ja so nieder!

Inzwischen hat Euch die Frau auf der Erfolgsspur längst überholt. Verona Feldsalat hat gezeigt, wie man durch einfaches Nicht-Kochen-Können, Nicht-Beherrschung der Muttersprache und Sich-scheiden-lassen zum Medienstar werden kann. Ein Superweib wie Hera Lind kann gleichzeitig Kuchen backen, eine Talkshow leiten, ein Buch schreiben und Zwillinge gebären. Jetzt kann man sich natürlich darüber streiten, ob man das überhaupt will, oder nicht lieber gleich öffentlich in Mousse au Chocolat badet wie Luderschnalle Ariane Sommer – aber immerhin besteht die Option. Und der tschechische Nuklear-Busenbomber Dolly Buster beweist, wie leicht man defizitäre Schulbildung durch ein paar Zentner Silikon in der Bluse wieder ausgleichen kann.

Akzeptieren wir es: Männer werden nicht mehr wirklich gebraucht. Frauen können allein ihr Geld verdienen, wenn man sie lässt und sie nicht kündigt, nur weil ein Unternehmen, das mehr Schotter verwaltet als es selbst besitzt, Personalkosten sparen will. Sie können ohne Hilfe Bier trinken, Fußball gucken und im Notfall sogar einen fahren lassen. Und irgendwann – nur um Euch Kerle endgültig zu demütigen – werden sie auch anfangen, im Stehen zu pinkeln. Ich hoffe nur, dass ich diese Revolution nicht mehr miterleben muss. Frauen können ja so gemein sein...

© POTSDAM 2002 – Christina Menzel

| KULTURKAMPF |

Neue Vorschläge für UNESCO-Weltkulturerbe

Platzeck reicht Liste weiterer Potsdamer Objekte ein

Von Markus Wicke / Mathias Deinert / M. Gänzel

Der UNESCO wird in den nächsten Tagen ein Brief von Potsdams Oberbürgermeister Platzeck ins Haus flattern. Der bislang streng geheim gehaltene Inhalt: Insgesamt sieben neue schützenswerte Objekte der Landeshauptstadt sollen in die UNESCO-Weltkulturerbe-Liste aufgenommen werden. Die Liste, die der Redaktion zugespielt wurde, umfasst dabei vor allem Bauwerke und Installationen, die „typisch für die emporstrebende Entwicklung der Stadt Potsdam in den Jahren nach 1945“ sein sollen, wie es in der Begründung Platzecks heißt. Wir dokumentieren exklusiv die vorgeschlagenen Bau- und Personen-Denkmäler und die dazugehörigen Begründungen:

KAUFHAUS BRANDENBURGER STRASSE

Dieses einzigartige Zeugnis verfallender Innenstadtkaufhäuser konnte von der Stadtverwaltung in letzter Minute vor einer Sanierung durch den Karstadt-Konzern gerettet werden.

In keiner anderen ostdeutschen Landeshauptstadt lässt sich heutzutage noch solch ein herrlich-gammelndes Objekt in bester Innenstadtlage besichtigen.

Die Stadt Potsdam bereitet für den „Tag des Offenen Denkmals“ eine Ruinenbesichtigung vor.



SPORNSTRASSE



Nachdem durch übereifrige Investoren den Großteil der historischen Potsdamer Bausubstanz bereits saniert wurde, möchte die Stadt Potsdam die verfallende Spornstraße als Flächendenkmal unter Schutz stellen.

Als „Straße des Mangels“ in fußläufiger Nähe zur „Straße der 50-Cent- und Schlüpferläden“ (Brandenburger) sollen hier die Zeiten der DDR und der Nachwende weiter erlebbar gehalten werden.

Die bereits sanierten Häuser werden wieder in den ursprünglichen Zustand zurück versetzt.

RASENLATSCHER UND –LIEGER



Um dem Problem des Rasenlatschens und –liegens in den Potsdamer Schlossparks endlich ein Ende bereiten zu können, plant die Stadtverwaltung in Zusammenarbeit mit der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten, die entsprechenden Personen dauerhaft unter Schutz zu stellen.

Damit kommt man dem Wunsch der Stiftung entgegen, die sich aufgrund mangelnder Courage und mangelnden Personals nicht mehr in der Lage sieht, dem Treiben Einhalt zu gebieten.

IMBISS AM PARKPLATZ

Der historische Imbiss am historischen Autoparkplatz in der Nähe der Historischen Mühle soll ebenfalls Bestandteil des Weltkulturerbes werden, lässt sich doch hier anschaulich die gehobene gastronomische Kultur des ausgehenden 20. Jahrhunderts erleben.

Insbesondere die Thüringer Rostbratwurst und die Boulette sollen dauerhaft unter Nutzung der historischen Brättechnik für die Besucher im Angebot bleiben.



BAHNHOF POTSDAM-PIRSCHHEIDE / KAISERBAHNHOF



Die sogenannte „leere große Halle“ des früheren Potsdamer Hauptbahnhofs soll in Kombination mit dem bereits unter Schutz stehenden ehemaligen „Kaiserbahnhof“ zum „Potsdamer Bahnhofsfriedhof“ umgewidmet werden.

Die Deutsche Bahn AG, die weitere ihrer stillgelegten Bahnhöfe in Brandenburg nach ähnlichem Muster verfallen lassen will, unterstützt das Projekt großzügig durch Unterlassung von Sanierungsarbeiten.

EHEMALIGES CHARLOTT-KINO, ZEPPELINSTRASSE

Die Bewerbung dieses Objekts für die Liste der UNESCO dürfte nur eine Formsache werden:

Der verfallene Bau mit seiner nur noch mühsam zu erkennenden Vergangenheit als Kino besticht durch nach außen demonstrierte Toleranz und Genügsamkeit.

„An keinem Ort in Potsdams Innenstadt,“ so Platzeck, „spürt man deutlicher, was mit ‚jedem nach seiner Fassung‘ gemeint war.“

Anwohner und marodierende Jugendliche haben es sich zur Herzensangelegenheit gemacht, die Worte des Bürgermeisters bis zum Exzess zu unterstützen.



Schäden, welche schon jetzt in die Millionen gehen, wurden diesem Kleinod Potsdamer Ostkultur in jüngster Vergangenheit zugefügt:

Rede ist von der unscheinbaren Telefonzelle am Bahnhof Potsdam-Sanssouci (s. Abb.) aus dem Jahre 1990.

Das eigentliche Schmuckstück jedoch – der Münzfernsprechapparat, den der Russe 1994 beim Rückzug aus der Ostzone in grundloser Zerstörungswut herausgerissen und in die Leningrader Eremitage verschleppt hat – soll im Frühjahr 2003 wieder an seinen alten Platz zurückgeführt werden.

Damit zusammenhängend plant der Traditionsverein Gelbe Zelle e.V. die erste Potsdamer Zelnacht mit Lichtdom und Feuerwerk.



© POTZDAM 2002 – Text: Markus Wicke / Mathias Deinert / M. Gänsel – Fotos: Markus Wicke / Mathias Deinert

| KULTURKAMPF |

Jesus kam bis Potsdam!

Wo zwei oder drei...

Von P. Brückner

Manchmal wundern sich Leute, wenn ich erzähle, dass ich römisch-katholischen Glaubens bin. Sie gucken dann so, als erwarteten sie nun, da sie das von mir wissen, ich würde als nächstes versuchen sie zu missionieren. Oder aber mindestens ihr außereheliches, nicht zur Zeugung von Kindern dienendes und also vom Papst nicht sanktioniertes Sexualleben öffentlich anprangern. In milderer Fällen werde ich gefragt, ob ich die Kreuzzüge denn gut fände. Wenn ich dann erkläre, an keinem Kreuzzug teilgenommen zu haben und hypothetisch in den Raum stelle, der Kreuzfahrer an sich werde schon seine Gründe gehabt haben, taxieren mich oft Blicke die sagen: „Du bist katholisch, das ist mittelalterlich, also erzähl mir nicht, du wüsstest nicht, was so ein Moslemtotschläger in Christus Namen gedacht hat.“

So etwas ärgert mich: Ich bin ein ganz normaler Durchschnitts-Mitteuropäer, auch wenn ich sonntags zur Kirche gehe. Besonders, wenn die Kirche in Potsdam ist.

Wenn sonntags die Glocken läuten, wird aus der Touristenattraktion Peter-und-Paul-Kirche am Bassinplatz ein kultischer Ort. „Ha,“ wird jetzt der aufgeklärte Leser denken, „also doch verstaubte Riten!“ Weit gefehlt. Natürlich erscheint vieles dem nichtchristlichen Besucher merkwürdig und fremd, doch bei genauem Hinschauen bemerkt man recht schnell, dass es hier so zugeht wie auf vielen Potsdamer Straßen oder in Potsdamer Einkaufszentren.

Besucht man einen Potsdamer Gottesdienst, kommt man nur schwer darauf, dass hier religiöse Praxis ausgeübt wird. Gut, Priester und Ministranten tragen seltsame Kleidung, doch darüber kann man leicht hinweg sehen. Was fehlt, ist die magisch-mystische Stille, das Dämmerlicht und was man sonst noch bei einem Gottesdienst erwartet.

Woran das liegt ist schwer zu sagen, denn man könnte vermuten, dass die Touristen, welche auch – oder gerade – während des Gottesdienstes bis zum Altar vordringen, um dann, verschämt bemerkend, dass im Augenblick wohl doch eine Veranstaltung statt findet, noch schnell ein Foto zu schießen (natürlich mit Blitz); dass diese Touristen eben nicht bemerken können, dass sie gerade stören, denn es geht tatsächlich keine allzu große Veranstaltungsatmosphäre vom Gottesdienst aus. Das Schild am Eingang („Gottesdienst – keine Besichtigung möglich“) kann man einfach ignorieren. Peinliche Fluchten seitens der nichtchristlichen Besucher sind vorprogrammiert, denn irgendwann kommen diese offenbar immer zu der Überzeugung, die Abwesenheit der feierlichen Aura hinge unmittelbar mit dem eben abgefilmten Panorama des Altarraums zusammen und dass ungeduldige Fußgescharre gelte demzufolge ihnen.

Eigentlich schade, denn sollte der uneingeweihte Besucher länger verweilen, wird er bemerken, dass die Füße der Gottesdienstbesucher weiter scharren und auch die Blicke nicht freundlicher werden. Dazu kann er dann auch den einen oder anderen erhebenden Augenblick erleben, und wenn kurz vor der Kommunion der Kanon „Wo zwei oder drei in meinem Namen zusammen sind, da bin ich mitten unter ihnen!“ gesungen wird, kommt sogar sakrale Stimmung auf – fast ist man geneigt, doch noch so etwas wie eine transzendente Rührung zu erfahren.

Gibt sich der Betrachter dieser Empfindung zu lange hin, wird er niedergerissen und im ungünstigsten Falle auf dem Boden zertrampelt. Denn nun wird die Kommunion verteilt. Dies ist die Stelle, an der am deutlichsten wird, dass Potsdamer Katholiken eben hauptsächlich Potsdamer sind. In anderen Gemeinden schreiten die Gläubigen gesittet durch den Mittelgang, empfangen am Altar das Abendmahl und gehen dann ebenso gesittet durch die Seitengänge zu ihren Sitzplätzen zurück. Das alles in mehr oder weniger kontemplativen Schweigen.

In Potsdam stürmen alle gleichzeitig nach vorne. Hauptsache ich kriege etwas ab, wer weiß, wann es alle ist. Es ist schnell zu bemerken, dass die Mittvierziger dank ihrer noch intakten Mobilität, ihres Körpergewichts und ihrer durch jahrelange Erfahrung gestählten Bereitschaft beides einzusetzen, klar im Vorteil sind. Kinder und Alte haben das Nachsehen, versuchen aber – teils den Siegertypen nacheifernd, teils der Erinnerung an frühere, bessere Zeiten nachtrauernd – mitzuhalten. Alte Frauen werden mit den Ellenbogen aus dem Weg geräumt. Wer in seiner Bank kniend betet, wird auf die berühmt direkte Potsdamer Weise auf den absolut deplazierten Charakter seiner Handlungsweise hingewiesen. Verwirrung, Chaos und der Gedanke „ich zuerst“ durchziehen das Gotteshaus. Wenn die Kommunion verteilt ist, sinkt der Ungeübte erschöpft auf seinen Platz.

Verweilen aber kann er dort nicht lange, denn gleich wird der Schlussegens gesprochen. Alle drängen zur viel zu kleinen Ausgangstür – was passiert, weiß jeder, der jemals mit einer vollbesetzten S-Bahn am Potsdamer Hauptbahnhof ankam. Und es gibt keine Rolltreppe.

Sie sehen also, Potsdamer sind Potsdamer, egal ob katholisch, atheistisch, touristisch oder was auch immer. Wir können unsere Gleichheit nicht verleugnen, wo wir auch hingehen. Aber zum Glück hat es Jesus trotzdem bis Potsdam geschafft.

© POTZDAM 2002 – P. Brückner

Filmmarketing

Eine Analyse

Von P. Brückner

Es ist Sitte, dass Kinofilme schon Wochen vor ihrem Start beworben werden. Je nachdem, ob der Verleiher einen Block-Buster erwartet oder nicht, wird die Werbetrommel mal mehr, mal weniger geschlagen. Aber nur sehr kleine Filme schaffen es, völlig unbemerkt ins Kino zu kommen.

Es gibt unterschiedlichen Arten einen Film zu promoten. Beliebte sind das Trailern vor anderen Kinofilmen oder im Fernsehen und der Aushang von Ankündigungsplakaten in den Kinos. Besprechungen in Kinomagazinen, Programmzeitschriften und Tageszeitungen tun dann meist ein übriges, um dem potentiellen Kinobesucher den Mund (oder besser die Augen) auf diesen einen speziellen Kinofilm wässrig zu machen. So funktioniert es bei mir oft! Vielen - auch mir - lange Zeit unbekannt, existiert eine weitere Möglichkeit der Filmpromotion, welche einfach, preiswert und mit absolut teuflischer Sicherheit praktikierbar ist:

Wir und ein Kino, zum Beispiel das Thalia in Potsdam. Wir, wie meistens zu dritt und, weil wir ja immer vorbestellen, gezwungen, die dreißig Minuten bis es losgeht zu überbrücken. Ein Kaffee im Eisenstein dauert zwanzig Minuten, bleiben noch zehn. Also im Foyer stehend eine Zigarette rauchen oder dabei Gesellschaft leisten. Die Blicke schweifen und fallen auf eins der besagten Ankündigungsplakate. Panic Room! Jodie Fosters neuer Film. Wir wissen bereits viel darüber: Trailer drei, vier mal gesehen; diverse Berichte darüber gelesen. Toll! Den wollen wir alle sehen. Unbedingt! Wir stehen zu dritt vor dem Plakat und erzählen uns unsere großen Erwartungen, die wir an diesen Film haben, der so spannend getrailert, über den soviel Gutes geschrieben und der noch dazu mit Jodie Foster ist, was auf großes Kino hoffen lässt. Wir sprechen auch von unseren Sorgen, denn wir sind mäkelig. Wir wollen einen super-tollen Film.

Jetzt kommt es; wie aus dem nichts erscheint – natürlich, treuer Leser, Sie wissen es – unsere Lieblings-Daniela. „Das ist ein ganz toller Film!“ Das ist aus Sicht des Marketing ein kluger Schachzug, sind wir doch grade dabei uns darauf zu einigen, dass wir diesen Film, auf jeden Fall sehen wollen. Daniela „Die Story ist noch kleiner als bei Seven oder Fight Club.“ Eine noch klügere Wendung. Daniela vermittelt uns das Gefühl der Expertin. Sie weiß das „Panic Room“, „Seven“ und „Fight Club“ alle vom selben Regisseur gemacht sind. Um den Expertenstatus noch zu festigen, nennt sie seinen Namen: „David Fincher!“

Wir, die wir ja selbst Experten sind, stehen mit verschränkten Armen da und geben unserem (von reflexartig aufkommendem Widerspruchsgeist gesäten) Zweifel schweigend Ausdruck.

Daniela reagiert wie ein geborenes Verkaufsgenie. Sie verrät Einzelheiten. Worte verlassen ihren Mund. Spannend, beängstigend, mitreißend, klostrophobisch sei der Film und sie schwärmt vom überraschendem Ende und der grandios spielenden Jodie Foster.

Jetzt können wir sie als Expertin natürlich nicht mehr überbieten. Sie hat diesen Film schon gesehen! Wir ergehen uns in Neid. SIE HAT IHN SCHON GESEHEN UND WIR NICHT! „Wie geht das eigentlich? Der Film ist doch noch gar nicht angelaufen! Gibt es etwa geheime Vorführungen, ausschließlich für Kino-Führungskräfte bestimmt? Ersonnen von einem Marketingstrategen, um den Wimpernschlag Vorsprung zu gewährleisten den Kino-Karten-Verkäufer einfach haben müssen, um im immer enger werdenden Kino-Karten-Geschäft erfolgreich zu sein? Genial!“

So, oder so ähnlich denken wir und wir wollen ihn auch sehen, diesen Film, Panic Room, mit Jodie Foster. Wenn uns jetzt Karten angeboten werden, kaufen wir sie, egal zu welchem Preis.

„...ein ganz kleiner Film, ich werde ihn mir auf jeden Fall anschauen...“ Es dringt langsam in unser Hirn, das noch mit dem Ausschütten von Neid-, Begehrlichkeits- und Kompensationshormonen beschäftigt ist.

Fehler, Daniela!

Sie tut nur so, als würde sie den Film schon kennen! Wir können uns wieder als Experten fühlen! Sofort setzt der Zweifel wieder ein. „Na vielleicht gehen wir mal an einem Kino-Dienstag! Vielleicht!“ Denkens, lassen die Karte abreißen und gehen in einen Film, vor dem ein Trailer zu „Bella Martha“ läuft. Sieht nett aus, hat auch blauen Stern in der TV Movie. Da könnten wir doch reingehen...

Gute Werbung ist halt wichtig!

PS. Natürlich waren wir am Tag des Filmstarts in Panic Room. Er hat unsere sicherlich überhöhten Erwartungen nicht ganz erfüllt. Aber er ist nett Daniela, nett.

© POTSDAM 2002 – P. Brückner

| GEKAUFT! |

Wer klopft denn da an meine Tür?

Demütigungen im Alltag

Von P. Brückner

In letzter Zeit geisterte die Frage durch die Medien, wie ein hypothetisch fusioniertes Bundesland Berlin-Brandenburg wohl heißen solle. Preußen sagte jemand und wurde sofort von allen Seiten auf die Probleme aufmerksam gemacht, die dieser Name mit sich brächte.

Ich finde die Idee des Namens Preußen gut. Steht doch der Name für einen ganz auf seinen Bürger ausgerichteten Staat. Der berühmte Satz des wackeren Müllers von Sanssouci („...auch ginge es wohl, gäbe es in Berlin kein Kammergericht!“), der Friedrich den Großen in seine rechtsstaatlichen Schranken wies, ist als Synonym für die Dienstpflicht des Staatsapparats gegen seine Bürger ohne Ansehen des Standes und als warnendes Fanal für die, welche mit Willkür gegen jeden einzelnen des Staatsvolks vorgehen, schon legendär geworden. Der Staat und seine Beamten sind Diener des Volkes, das hat hier Tradition.

Diese Tradition ist es, die das Bürgeramt in Potsdam ausstrahlt. Kundenfreundlichkeit steht zuoberst auf der Fahne der öffentlichen Verwaltung Potsdams. An einem Punkt kann man all seine bürokratischen Dinge erledigen – von der Anmeldung des Wohnsitzes bis zur Beantragung von Wohngeld – nicht nur die Zentralität freut den Bürger, sondern auch die benutzerfreundlichen Öffnungszeiten. Nun ist jedem natürlich klar, dass eine Verwaltung auch ab und an verwalten muss, und dass dann der Bürger durchaus einen Störfaktor darstellt. Aber dafür bringt wohl jeder Verständnis auf, zumal man sich ja jederzeit telefonisch über die Öffnungszeiten der jeweiligen behördlichen Stelle informieren kann. Dann wird man manchmal sogar überrascht, etwa durch „montags bis donnerstags mindestens bis 12 geöffnet!“ Es kann sogar soweit kommen, dass man, begibt man sich auf den Weg, vor der Tür des Amtes, dessen Hilfe man benötigt, noch mehr überrascht wird. Zum Beispiel, wenn dort ein Schild hängt: Öffnungszeiten Die UND Do 9-12 Uhr und 13-16 Uhr. Und es ist Mittwoch.

Dabei hatte die freundliche Frau am Telefon ... offensichtlich einen Fehler gemacht. Schade – umsonst hier, denn bestimmt ist jetzt niemand da. Man klopft natürlich trotzdem, mit nur einer vagen Hoffnung ausgestattet, die aber belohnt wird. Ein Schlüssel dreht sich (Warum schließt man sich in seinem eigenen Büro ein?), und ein Mann erscheint. Mit seinem Körper sperrt er die Türöffnung ab.

„Guten Tag,“ sagt man, „man hat mir am Telefon gesagt, heute wäre offen. Das stimmt wohl nicht ganz?!“

„Nein,“ sagt der Mann und macht sich im Türrahmen breiter, um neugierige Blicke aus dem Büro fernzuhalten.

„Aber man hat mir am Telefon gesagt...“ versucht man es nochmals, wobei man an die Zeit und den Aufwand vor Augen hat, welche ein nochmaliger Besuch des Amtes mit sich bringen würde. „Das dauert doch auch gar nicht lange!“ zirpst man.

„Wenn Sie woanders hingehen und da ist zu, werden Sie auch nicht bedient!“ kontert der Beamte.

„Schon,“ versucht man die Situation zu schlichten, „aber ich hatte ja angerufen...!“

Der Beamte macht ein gnädiges Gesicht: „Ich werd mal mit meinen Chef darüber reden, das die Kollegin das nicht mehr macht!“

Das hilft einem nun auch nicht und überhaupt, was bedeutet NICHT MEHR? Doch wohl hoffentlich nicht, dass die Kollegin kichernd den Hörer auflegt, nachdem sie wieder einmal jemanden mit einer falschen Öffnungszeit gefoppt hat?

Der Beamte im Türrahmen wendet sich ab und sieht in sein Büro. Die Erkenntnis der Niederlage, die unabwendbar bevorsteht, kriecht einem die Brust empor. „Toll“ sagt man, mehr zu sich selbst. Der Staatsdiener dreht sich noch einmal um.

„Nun spielen Sie sich mal nicht so auf!“ Spricht's und schlägt einem die Tür vor der Nase zu. Rums!

Dann steht man vor der Tür und fragt sich, ob Peter Handke mit seiner Parodie auf die preußische Dienerschaft des Staates vielleicht richtiger lag als die besagte Legende.

Man geht. Gedemütigt, im Kopf geistert der Satz: „Der Staat bin Ich!“ Kurz die Hoffnung, das eben sei der re-inkarnierte Friedrich gewesen, der Revanche am Müller nehmen wollte. Nein, Friedrich ist begraben und der Staat ist jetzt jemand anderes, ich jedenfalls nicht, ich bin nicht wichtig, wichtig ist dieser kleine König hinter der verschlossenen Tür... Aber Preußen als Name würde gut passen.

Danke an das Personal der Historischen Mühle, die freundlich Auskunft zum Müller und der Legende gaben. Wer genaues wissen möchte: 0331 – 9694284.

Danke auch an den Mitarbeiter der GEZ – Befreiungsstelle, ohne den diese Geschichte nicht erzählenswert wäre. GEZ - Befreiungsstelle. Friedrich Ebert-Straße 79-81. Öffnungszeiten bitte telefonisch erfragen.

© POTSDAM 2002 – P. Brückner

| GEKAUFT! |

Schöne Scheiße

Filmcafé kurz vor Schließung!

Von M. Gänsel / Markus Wicke

Jetzt ist schon wieder was passiert. Gerade eben rettete die Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg mit Ach und Krach die Schlössernacht; jetzt trampelt sie mit schlafwandlerischer Akkuratess mittenrein ins nächste Fettnäpfchen. Sie kündigte dem Betreiber des Filmcafés zum 31. August den Pachtvertrag. Wie uns die rührige Sabine Schicketanz in der PNN verrät, wurde dem verdutzten Herrn Schuster ohne Begründung und Vorwarnung der Barhocker vor die Tür gestellt.

Wo ja nichts stehen darf: Seit Jahren kämpft der sympathische Gastronom darum, im Sommer Tische und Stühle für seine Gäste hinausstellen zu dürfen – allein die Stiftung verweigert dies mit dem Verweis auf den Denkmalschutz. Angesichts von Blechbüchse, Fachhochschule, Breiter Straße und anderer architektonischer Scheußlichkeiten in der Umgebung des ehemaligen Marstalls erscheint diese Begründung absurd und zeugt einmal mehr von der absolutistischen Arroganz der weltfremden Schlösserstiftung.

Allein die Vermutung, Schuster würde durch die Kündigung des Vertrages für sein in den Augen der Stiftung aufmüpfiges Verhalten bestraft, sollte jedem aufrechten Potsdamer die Zornesröte ins Gesicht treiben. Doch damit nicht genug: Wenn Schuster das Filmcafé aufgäbe, bräche einer der wenigen verlässlichen Pfeiler Potsdamer Gastronomie-Kultur jäh weg.

Im Jahre 1994 eröffnete das Filmcafé. Es bot den bis dahin zwischen Heider und Heider nomadisierenden Kaffeeliebhabern endlich einen Ort, der Niveau, Preis und Leistung auf einen erfreulichen Nenner brachte. Das zuweilen Kauzige von Schuster und seinem findigen Personal, die liebevoll auf gelben Notiz-Zettelchen präsentierte Rechnung, die anspruchsvolle Küche – all das kann und möchte man nicht missen. Oder wo sonst sehen Sie Prosecco aus dem Zapfhahn sprudeln?

Was passiert, wenn Schuster, wie angekündigt, die Teilnahme an einer Neuausschreibung ablehnt? Vielleicht findet sich ein neuer Pächter, vielleicht wird es dort wieder ein Café / Restaurant geben – gewiss jedoch wird die gewohnte Atmosphäre nicht mehr wiederkehren.

Der frisch ernannte Generaldirektor der Stiftung, Hartmut Dorgerloh, würde sich eine Menge Freunde machen, wenn es eine seiner ersten Amtshandlungen wäre, Schusters Vertrag zu verlängern und ihn zum Bleiben zu bewegen.

Und raus mit Stühlen und Tischen!

© POTZDAM 2002 – M. Gänsel / Markus Wicke

| GEKAUFT! |

Was ich nicht mehr sehen will

Heute: Im Öffentlichen Nahverkehr

Von Siobhan Groitl

Auf dem Weg zum Bus / zur S-Bahn / U-Bahn / Tram

Was ich sehen will

Blumen, Meer und Wolken.

Was ich nicht sehen will

Titten. Ärsche. Eier. **Famili**Deutschland-Poster.

Im Bus / in der S-Bahn / U-Bahn / Tram

Was ich sehen will

Freundliche Menschen, die unaufgefordert nach hinten durchrutschen.

Was ich nicht sehen will

Verschwiemelte Säcke, die jungen Mädels mit Kopftuch auf den Busen starren.

Was ich sehen will

Fahrer, die erst dann anfahren, wenn sich das zittrige Mütterlein tatsächlich hingesetzt hat.

Was ich nicht sehen will

Das zittrige Mütterlein, das sich schon Lichtjahre vor ihrer Haltestelle auf den unendlich langen Weg zur Tür macht, um mit Tüte und Parkinson den Ausstieg zu blockieren.

Was ich sehen will

Sozialkompetente Großstadtbewohner, die - wenn draußen- zur Seite treten um rauszulassen und – wenn drinnen - schnell auszusteigen.

Was ich nicht sehen will

Frauen mit Zwillingsskinderwagen und Wocheneinkauf zum Faustkampf bereit, um den autistischen Stiesel am Einstieg zur Seite zu drängen.

Was ich sehen will

Wie der Bus grade kommt.

Was ich nicht sehen will

Wie der Bus grade abfährt.

© POTZDAM 2002 – Siobhan Groitl

Was der Bauer nicht kennt...

... glaubt er nicht.

Von M. Gänsel

Mittwochnacht, Landstraße B1, zwischen Brandenburg und Wust (da ist ein Einkaufszentrum, das Einkaufszentrum Wust, mit Kino-Burger-King-Autohaus-allem-pipapo, das haben Sie schon mal beim Vorbeifahren gesehen, ganz viel Licht usw.). Links und rechts der Landstraße erstreckt sich braches Land. Na, eigentlich fruchtbares, weil da sicher etwas angebaut wird, Kohl, Weizen, Hafer. Weizen sieht am schönsten aus, so prall und dick, aber Roggen schmeckt besser und ist gesünder.

Wenn es Nacht ist, sieht man davon ja eh nichts. Alles nur schemenhaft, die Landstraße ist mit Bäumen statt mit Laternen gesäumt, es passiert soviel auf Brandenburgs Straßen. Die Felder links und rechts werden geschluckt von der Dunkelheit, nicht daran zu denken, ein keckes Weizenstängelchen sich recken zu sehen.

Langsam fährt ein Brandenburgischer Bauer auf der B1. Er möchte nach Hause, nach Gollwitz, das kommt nach dem Einkaufszentrum Wust, so schräg links rein. Es ist schon spät, er hat einen langen Tag hinter sich. Der Pick-Up ruckelt, auf der Ladefläche hat er Harken von zehn ABM-Arbeitern und ABM-Arbeiterinnen. Die muss er beaufsichtigen. Er hat viel zu tun mit ihnen, die meisten sind Städter aus Brandenburg (Stadt) und wundern sich über jeden Regenwurm, den sie plötzlich in der Harke haben. Sie sollen einfach nur den Dreck wegharken vorn da beim großen Platz, aber er muss immer wieder runter vom Mähdrescher und nachsehen. Er hebt die Schultern: Was soll man machen. Die Leute sind arme Schlucker, und er hat immerhin noch Arbeit. Sogar in dem Beruf, den er gelernt hat – Bauer. Das geht nicht vielen so, er weiß, dass er Glück hat.

Es ist sehr kalt, er macht das Fenster wieder zu. Auf dem Beifahrersitz liegt eine Packung Bahlsen Butterkeks, halb leer, hastig aufgerissen. Wenn er Hunger hat, hat er Hunger. Weit vor ihm ist der Himmel auf der rechten Seite der Straße heller, dort ist das Einkaufszentrum Wust. Er setzt sich ein gerade hin und schaut in den Rückspiegel. Niemand da, vor ihm auch nicht. Er fährt in eine große Kurve, und genau in dem Moment, in dem er aus ihr herauskommt und die Straße wieder gerade wird, sieht er einen Kosmonauten am Straßenrand stehen. In voller Montur, Anzug und so ein runder Helm. Wie Sigmund Jähn. Und der Kosmonaut hält den Daumen raus!

Er kneift die Augen zusammen. Das ist ein Kosmonaut. Kein Zweifel. Der will mitgenommen werden. Und nun? Er fährt noch langsamer, die Harken klappern. Er bleibt ein paar Meter hinter dem Kosmonauten stehen. Der dreht sich zu ihm und kommt angestapft. Er bewegt sich etwas ungenau, aber er steckt ja auch in dem Anzug. Der Bauer sitzt sehr gerade und schaut nach vorn, seine Augen flitzen immer wieder zum Außenspiegel. Erst in dem Moment, in dem der Kosmonaut die Beifahrertür aufmacht, schaut der Bauer zur Seite.

Er sieht eine dunkle Scheibe. Keine Augen, nichts. Er hofft, dass der das Visier nicht hoch macht. Was, wenn der kein Mensch ist?!

„Hallo, können Sie mich ein Stückchen mitnehmen?“

Der Bauer nickt. Der spricht deutsch. Aber das können die wahrscheinlich, die können ja alles. Der Kosmonaut steigt ein und sieht nach vorn. Der Helm ist ziemlich dreckig, aber der Bauer schaut nicht so genau hin und fährt lieber los.

Er schaut jetzt nur noch auf die Straße und fährt recht langsam, wer weiß. Wenn der ihn angreift oder so was. Die Schuhe von dem sehen aus wie die Skaterschuhe seines Enkels. Nur weiß und auch ein bisschen dreckig. Der Bauer räuspert sich. Und schweigt.

„Ähem danke, hier ist super, ich würde gern raus.“

Er ist gerade mal eine halbe Minute gefahren! Der Bauer hält an, der Kosmonaut steigt umständlich aus. Der Anzug quietscht auf dem Leder des Sitzes. Der Kosmonaut hebt eine Hand und winkt und knallt die Tür zu. Bleibt stehen. Der Bauer hebt die rechte Hand auch so ein bisschen, aber es kann sein, dass er nur weit ausgeholt hat, um den ersten Gang reinzumachen. Er fährt los, ganz langsam.

Im Rückspiegel sieht er, dass der Kosmonaut immer noch steht. Wo der wohl hin will. Jedenfalls hält der nicht mehr den Arm raus, offensichtlich wollte der wirklich GENAU dahin! Hm.

In Wust sind alle Lichter ausgefallen, er versäumt es beinahe abzubiegen. Ob das was mit dem Kosmonauten zu tun hat? In seinem Haus brennt aber Licht, er stellt den Wagen ab, verbindet die Harken mit einer Kette und geht hinein.

„Na, hattest du einen schönen Tag,“ fragt seine Frau.

„Hmpf,“ brummt er, holt sich die Zeitung aus der Küche und geht aufs Klo.

Ach und toi toi toi für Sebastian & Arion und ihren Film „Sputnik“!

© POTZDAM 2002 – M. Gänsel

| ÜBERLAND |

Blätterwald

Sage mir, was Du liest und ich sage Dir, wo Du einsteigst.

Von Hans-Jürgen Schlicke

Völlig klar, zurzeit ist es hipp, in der S-Bahn "PotZdam" zu lesen. Nach dieser famosen Geburtstagsausgabe, in der sogar das Wort Fickschwein vorkam und der Möglichkeit, sich die Ausgabe per Download mehr oder weniger umständlich aufs Papier zu holen, ist es geradezu ein Muss, sich ein wenig von den Lesenden im öffentlichen Personennahverkehr abzuheben.

Sehen wir einmal davon ab, dass die bis 20-jährigen sowieso King-, Rowling-, Pratchett-, Zimmer-Bradley- oder Mankell-Leser sind. Die meisten Leute lesen Zeitung. Und mir, der ich täglich 47 Minuten in eine Richtung S-Bahn fahre, drängen sich mit der Zeit Korrelationen zwischen der Zeitung, die die sehr verehrten Damen und Herren, wie die Fahrgäste ja heute genannt werden, zwischen deren Zeitung also und der Einsteige- bzw. der Aussteigestation auf.

Beginnen wir in Berlin-Lichtenberg. Ein Bahnhof, den ein deutschsprechender Bewohner des Stuttgarter Platzes vermutlich kurz vor Warschau wähnt; eine S-Bahn-Station, zu der jede bessere Wilmersdorfer Witwe sicherheitshalber auch heute noch den Reisepass samt Passierschein einstecken würde. Da fällt vor allem dieses Ehepaar auf: Sie arbeitet als Küchenhilfe beim Lindenbräu im Sony-Center und er dort bei der Security. Beide lesen sich unentwegt gegenseitig aus dem BERLINER KURIER und der BZ vor. Ich hab gelernt, dass das besser ist als gar nicht lesen.

Ostbahnhof. Hier steigen die Brandenburger ein, die den Hauptstädtern die Arbeitsplätze wegnehmen. Entsprechend lesen sie FINANCIAL TIMES und die FDP-Postille HANDELSBLATT. Ein NEUES DEUTSCHLAND steigt zu und sucht flehend nach 'nem Sitzplatz, findet aber keinen und verschwindet in einer Aktentasche, die die Revolution nahezu unbeschadet überstanden hat. Keck öffnet sich mir gegenüber eine KOMSOMOLSKAYA PRAWDA für eine giftblonde Leserin im Lackmäntelchen.

Alex. Jetzt wird's verrückt. Eine FRANKFURTER RUNDSCHAU und eine FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG stellen sich direkt vor mir auf und versperren mir den Blick auf die AMICA-Leserin. Die Rundschau ist süß und hat 'ne lustige, kleine Brille auf und eine Häkelhäubchen, das mehr Farben als der Regenbogen hat. Dagegen sind ihre Clarks völlig staubig. Zur F.A.Z komm' ich gleich noch mal.

Weil jetzt Hackescher Markt ist. Und da steigt immer eine Enddreißigerin mit knielangem Rock in blickdichten, schwarzen Strumpfhosen mit quergestreiften Knee-Overs und 'nem völlig verdreckten Fahrrad ein. Sie ist das Highlight. Sie liest EMMA, zweifelsfrei, aber als Sahnehäubchen obendrauf hat sie das Alice-Blatt in die taz eingewickelt.



Der Typ mit der FRANKFURTER ALLGEMEINEN ZEITUNG macht in Friedrichstraße – wo übrigens ein GENERALANZEIGER verschüchtert zusteigt, wie lustig – Platz für eine CUMHURYJET. Er hat den dicken Strickpullover Marke gewesener Gymnasial-Deutschlehrer, nicht gebügelte Diesels und stumpfe Camel-Boots an. Sympathisch. Aber als er just in Bellevue aussteigt, ist mir klar, dass seine Undercover-Ausbildung im Innenministerium noch nicht zu Ende sein kann, sonst wäre er längst auf BERLINER MORGENPOST umgestiegen. In Bellevue steigt auch noch ein TAGESSPIEGEL-Leser ein, der schwarz-weiß gekleidet ist, rechts einen breiten silberfarbenen Ring trägt, sofort nur das Feuilleton zur Hand nimmt und höchstvermutlich bei Prinz Eisenherz am Savignyplatz arbeitet.

Auf der ganzen Fahrt, die für mich in Charlottenburg endet, kam mir nicht eine POTSDAMER NEUESTE NACHRICHTEN entgegen, fahren die alle Regionalexpress?

© POTSDAM 2002 – Hans-Jürgen Schlicke

Wonach Er sich zu richten hat!

Potzdamer Tagesbefehle

Magdeburger!

Nach dem im Taumel der Wiedervereinigung kreierten Motto "Kommt die D-Mark nicht zu uns, gehen wir zu ihr", fällt Ihr schon seit Jahren wirtschaftsflüchtlingsartig an den Wochenenden nach Berlin ein, um Eure sauer verdienten Groschen in die Billig-Discounter und Hamburger-Brätereien der Hauptstadt zu tragen. Dabei hat man Euch doch erst neulich und direkt an Eurem Hauptbahnhof ein schönes Einkaufszentrum hingesezt. Doch dies und auch die Umstellung auf den EURO hat Euch bisher nicht davon abgehalten, regelmäßig und vorwiegend samstags in Schulklassenstärke den Regionalexpress der Linie 1 vollzumachen und Potsdamern, die aufgrund WIRKLICHER Versorgungsengpässe für ein Stück Butter oder ein ordentliches Hemd nach Berlin fahren müssen, den Sitzplatz wegzunehmen.

Das allein ist nicht schlimm und insoweit tolerabel, nur: Ihr REDET leider im Zug, und zwar nicht etwa leise, sondern LAUT. NERVEND LAUT im Brustton der Überzeugung, wirklich etwas mitzuteilen zu haben. Zudem nicht etwa hochdeutsch, wie wir Potsdamer, sondern magdeburgisch, oder „machdeborgisch“, wie Ihr eben so sagt: Ein Dialekt, gegen den selbst schwäbisch oder sächsisch / thüringisch noch mehr als erträglich ist. Und, was am Schlimmsten ist, Ihr redet nicht etwa über banale Dinge des Alltags, die einen auch als stiller Zuhörer und Immer-auf-der-Suche-nach-Geschichten-Seienden interessieren könnten, nein: Ihr redet über Politik, und zwar derart verwirrtes, unaufgeklärtes Zeug, wie dieses: „Inn USA iss in einjen Staaten ja verboten, bis 21 Sex zu ham. Die spinn ja die Amis, da hamse ein 18jährijen verorteilt, weil der mit seiner Freundin jepennt hat. Der hat glei 100 Johre Haft bekomm. Nur bei uns lassense die Leute glei wieda raus, wenn se Frauen verjewalticht ham.“ Usw. usf.

Also, Magdeburger: Entweder hochdeutsch lernen, einfach mal eine richtige Zeitung statt immer nur BILD lesen und ein wenig die Lautstärke nach unten regeln. Sonst bitte in Magdeburg bleiben, oder wir ziehen hinter Wusterwitz wieder die Mauer hoch. Dreimal so hoch.

Deutsche Bahn AG!

Wo wir gerade beim Regionalexpress sind: Ihr habt Euren Zugbegleitern offenbar unserem Vorschlag gemäß (LINK) Schlagfertigkeitsseminare angeboten, sodass sie grundlos nörgelnden Fahrgästen („Warum issn das immer so voll hier“) LAUT und für alle hörbar entgegenen können: „Nu ham wa zwar schon 5 Wagen dranjehängt, Sie haben ein Sitzplatz, dass Se nu nich noch die Beine hochlegen können, tut mir ja SEHR leid.“ Finden wir klasse, Deutsche Bahn AG!

Auch auf die fadenscheinige Entschuldigung eines Berliner Intellektuellen-Pärchens, man hätte auf dem Bahnhof Zoo den Entwerter nicht gefunden und deshalb die Karte nicht abstempeln können, hatte Deine Zugbegleiterin die passende lautstarke Antwort: „Das sind so kleine viereckige Kästchen. Rot angestrichen, eigentlich NICHT zu verfehlen.“ Um sich auf halbem Wege zum nächsten Wagen noch einmal zu dem düpierten und blamierten Pärchen umzudrehen und zu rufen: „ROT. WIE EIN FEUERWEHRAUTO!“ Das hat Stil. Weiter so, Deutsche Bahn AG!

Touristen in Potsdam!

Wir helfen Euch ja immer gern: Um in eine hiesige Straßenbahn hineinzukommen, nutzt es nichts, einfach nur davor stehen zu bleiben und zu warten, bis die Tür von alleine aufgeht. Auch auf die Türgummis einzuboxen bringt nicht den gewünschten Erfolg. Wir verraten's Euch: Links und rechts oder in der Mitte der Türen sind so kleine grüne Kreise, einfach mit den Patschehändchen draufdrücken und Ihr könnt einsteigen. GRÜN, wie ein Frosch. Keine Ursache.

© POTZDAM 2002

Lieber Arm ab als arm dran?

Amerika, oh Amerika...

Von Hans-Jürgen Schlicke

Zuweilen hab ich ein Riesenproblem mit der Demokratie und könnte die ollen Griechen, denen ja dieses Regularium für die Lösung von Problemen jeglicher Art seinerzeit eingefallen sein soll, dahin schießen, wo der Pfeffer wächst. Mehrheiten können verdammt lästig sein, vor allem, wenn zum Beispiel eine komfortable Frauenmehrheit in der Familie, bestehend aus Ehefrau und Tochter, zum tausendsten Male beschließt - ganz demokratisch freilich und nach eingehender Debatte - dass ICH mal wieder die Kartoffeln schälen muss; in der Zwischenzeit dürfen die das Märchen im Kinderkanal gucken. Und erzählen mir nicht mal, was gerade passiert. Mehrheiten sind unkompliziert, einfach gestrickt und müssen sich nicht verteidigen. Sie sind sowieso da.

Minderheiten sind etwas schwieriger, aber auch besonderer. Schwule oder auch ihre seelenverwandten lesbischen Freundinnen beispielsweise werden es aus rein reproduktionstechnischen Gründen zwar niemals zur nominellen Mehrheit bringen können – auf hergebrachtem Wege jedenfalls nicht. Der Untergang wäre uns ALLEN gewiss, gewisser, am gewissesten. Trotzdem bringen sie schon mal 'ne Meinungsführerschaft zustande, sogar auf 'nem Generalsekretärs- oder Regierenden-Bürgermeister-Posten, was schon etwas von einem Quantensprung hat. Na und bei Fertiggerichten und bei ab Werk ausgebeulten Slips erst recht.

Hinterm Teich geht das mit dem Einfluss der Minderheiten noch viel, viel weiter. Ob es auch viel demokratischer zugeht, kann ich nicht so genau sagen. Da gibt es ganz bestimmt einen staatenweiten Verband der ständig zum Kartoffelschälen abkommandierten Familienväter. Hinterm Teich ist Minderheit-Sein wirklich ein Vorzug. Nun ja, noch nicht für jede Minderheit und nicht flächendeckend und nicht total. Zum Beispiel die Mitmenschen mit der etwas größeren Pigmentzahl in der Haut haben seit einer Reihe von Dutzenden von Jahren nicht so recht ihren Platz in der Mitte der Gesellschaft der USA gefunden. Da ist es nach wie vor hauttechnisch eher hell. Aber, das wird schon noch. Nicht wahr. In sicherheitstechnischen Fragen darf SO EINE ja nun auch schon mal 'nen Präsidenten beraten oder SO EINER die gesamte Außenpolitik verantworten.

Was die grenzenlosen Möglichkeiten der Selbstverwirklichung anbelangt, sind die beiden Staatsdiener allerdings von zwei Frauen überholt worden, die zwar weniger Pigmente in der Haut, aber beispielsweise gar keine funktionierenden Nervenenden im Mittelohr haben. *They're Deaf*. Taub. Die schreiben das da groß wie die Nationalität, wie German oder American. Als Herkunft, nicht als Eigenschaft. Die beiden lieber lesbisch lebenden, tauben Frauen haben sich einen Samenspender zum Zwecke der Hervorbringung eines Kindes gesucht, das sie dann gemeinsam können. So ein plapperndes, ständig vor sich hin erzählendes, singendes Kind ist doch was zuckersüßes. Ja gut, es kann allerdings auch heftig an den Nervensträngen zerran. Ich weiß das. Ich kenne das. Da sind die beiden ja fein raus, könnte man meinen. Die müssen sich die Oropaxstöpsel gar nicht erst reinwürgen in den Gehörgang. Die schauen lächelnd, entspannt auf das Kind und feixen sich eins: Mach nur, plappere du, uns kannst du nicht nerven. Hihi.

Denkste. Wenn schon Minderheit in der Minderheit, haben sich die beiden Frauen gedacht, dann soll wenigstens das Kind SO sein, wie WIR wollen: auch taub. Deshalb musste es ja auch ein tauber Samenspender sein. Das Kind soll all die Vorzüge des Nicht-Hören-Müssens mit uns auskosten. Grenzenlose Ruhe überall. Kein störendes Vogelgepiepe mehr, das Geld für die teure Hifi-Anlagen kann man in ganze Videotheken mit unvertitelten Filmen investieren. Und das Kind wird in ein paar Jahren noch tief in der Nacht eines dieser wunderbaren Ballerspiele spielen können, ohne Kopfhörer oder ohne den Sound runterdrehen zu müssen. Ist es nicht wunderbar, wie fürsorglich die beiden Frauen an die Zukunft ihres Kindes denken. Was sie ihm alles ersparen. Sicher hätte sie das Kind irgendwann selbst angefleht, Mama und Mama, bitte lasst mir doch den Hörnerv durchknipsen, diese Boygroups kann ich nicht mehr hören...

Das ist der Lauf der Zeit, Freundinnen und Freunde der herkömmlichen Reproduktion. Irgendwann werden wir uns einer Mehrheit von Minderheiten gegenüber sehen, die wechselnd darüber bestimmt, ob ihre Kinder nicht auch wie sie durchaus lieber auf die grauenvollen Bilder von der Welt verzichten und blind sein sollten. Oder nicht auch mit nur einem Arm auskommen können, so wie es Mama und Papa seit ihrer Geburt bestens fertigbringen.

Und ich merke wieder einmal, wie weit ich hinter der Entwicklung zurück bin: Ich traue mich ja noch nicht einmal, meiner Tochter vorzuschreiben, ob und wie viel Salz sie an ihre Kartoffeln gibt.

(Ausführlichere Informationen zum Thema in: DIE ZEIT No. 18, 25. April 2002)

© POTZDAM 2002 – Hans-Jürgen Schlicke

| TAGEBUCH |

KINDERGEBURTSTAG!

Oder: Höllehöllehölle...

Von Volker Störmann

Sie kennen das sicher. Die Vorbereitung: Man fragt sein Kind (ganz bald 8 Jahre!!), wer denn alles kommen und was gemacht werden soll. Aussortieren von Ideen, Mengenlimit festlegen (schließlich will man diesen Tag überleben) etc. Prima, erste Hürde genommen. Einladungen gehen raus, Bowling-Bahn wird reserviert, Geschenke eingekauft, Menüplan ("Papa, machst du mir wieder deine leckere Pizza?") abgestimmt, Essen & Getränke eingekauft. Der Tag X kann kommen.

Morgens um 8 Uhr steht ein kleines Männchen hibbelig vor dem Bett und rüttelt an dir: "Aufstehen, ich will Geburtstag feiern!" Das geht nun allen so, also erheben wir uns mühseligst (der 14jährige wird brutal um 4 Stunden seines Wochenendschlafs geprellt) und intonieren nach kurzem Luftholen altbekannte Volksweisen. Dann Frühstück und die letzten Besorgungen. 13:15 Uhr Verschnaufpause, dann Pizzateig ansetzen, da klingelt es. Die ersten Tröpfe, die nicht zur Bowlingbahn gebracht werden können, tauchen auf. Der Überlebenskampf beginnt.

Stakkatoartiges Kleinfußgetrappel vermischt sich mit wüstem Kastratenchorgeheule an der Schmerzgrenze des Fassbaren. Schneller Abmarsch zum Bowlingcenter, wo bereits glückliche Eltern auf ihre Ablösung warten. Dieses Lächeln bei der freudigen Begrüßung, ein Gemisch aus Freude, jetzt seine Bälger mal ein paar Stunden los zu sein und unverhohlenem Mitleid für die Strapazen, die nun vor einem liegen. Diesen Blick werden Sie NIE wieder im Leben vergessen.

Zehn aufgeregte, vor gespannter Vorfreude fast platzende 8-9jährige hängen nun an den Beinen und nerven sofort durch unkoordiniertes Herumschwirren in der Arena. Nach 10 Minuten ist es gelungen, alle mit Bowlingschuhen zu versorgen und in zwei Gruppen einzuteilen. Das SPIEL beginnt.

Unglaublich, welche gymnastische Verrenkungen so ein junger Körper mit einer Kugel, die drei Löcher hat, so vollbringen kann. Mehrmals bin ich versucht, eine 6,0 für künstlerischen Ausdruck zu ziehen. Schwer beeindruckt von den skurrilsten "Wurftechniken" und deren in keiner Relation dazu stehenden Erfolgen notiere ich artig die Ergebnisse für spätere "Urkunden". 2 Stunden Volldampf ohne Verletzungen! Stolz machen wir uns auf den Heimweg, auch dies glimpflich überstehend.

Nun kommt der eigentliche Höhepunkt – zehn Kinder in der Bude: Der Versuch, den Flurschaden zu begrenzen. Also gleich beim Einlass ins Heiligtum grundlegende Spielregeln in nahezu wahnhaft auf Durchzug gestellte Ohren kundgetan. Hurtig die Pizza vollendet, damit die Orkanbrut wenigstens noch 15 Minuten zu bändigen ist. Zwecklos: Unglaublich, wo man sich in einer Wohnung alles beim Versteckspielen reinquetschen kann! Hilfloze Versuche, noch so was wie "Gruppenspiele" zu veranstalten, werden durch nur zwei Augen, die NIE alles im Griff haben können, konterkariert.



2 kaputte Bilderrahmen und 3 beschädigte Pflanzen später klingelt es endlich, das erste Elternteil kommt seine Leibesfrucht wieder einsacken. Natürlich holen nur 2 Eltern ihre Kinder pünktlich ab, warum auch, schließlich macht keiner mehr groß Geburtstagsparties zuhause und sie bringen die Kinder ja auch selber weg... Weil DAS dann zuverlässig gewährleistet, die Geister auch bestimmt los zu sein. Prima, dann setzen sich die Spätkommenden auch noch bräsig in die Küche und versauen einem völlig entspannt (sie hatten ja einen relaxten Tag) den Abend. Freunde kommen noch rum und die Küche mutiert zur zweiten Partyeile, Kinder sind jetzt nicht mehr interessant. Wer hatte noch mal Geburtstag? Na dann Prost per Prosecco!

© POTZDAM 2002 – Volker Störmann / Illustration: Semira Kiani

| TAGEBUCH |

LACHE,BAJAZZO...

... oder schreibe!

Von Mathias Deinert

Eine dieser arbeitsintensiven Wochen. Sie kennen das sicher: Früh schon im Dauerlauf das Haus verlassen, erstickt man im Büro in einem Berg papierner Arbeit, begegnet an den einzigen beiden ruhigeren Orten – am Kopierer und auf Toilette – seiner geheimen Büroliebe, kommt abends mit der Gewissheit morgiger Arbeit und verpasster Chancen wieder nach Hause und hat nur einen Wunsch: schlafen. Am nächsten Tag reihen sich in ähnlicher Weise Adrenalinstöße aneinander, und so setzt es sich fort bis zum Freitag.

Der Elan am Freitag wird durch den Feierabendwillen aller derart gebremst, dass man selbst nicht anders kann, als Feierabend machen. Man drückt sich mit der wabernden Masse aus dem Aktenmief hinaus ins Freie, muss es geschehen lassen, dass sich in der überfüllten U-Bahn fremde Menschen an einem reiben, stolpert in der Absicht, das Wochenende zu überleben, in irgendeinen Supermarkt, wartet 20 Minuten in der Schlange zur Schnellkasse und begreift seine Mitmenschen nicht.

Wenn man das moderne Glück hat, solo zu sein, erwartet einen Freitagabend nicht mehr viel: man ordnet alles in den Kühlschrank, isst flink noch einen Ohnmachtshappen und fällt wie tot ins Bett.

Alle anderen haben wahrscheinlich kurz Sex.

Samstagfrüh währt die morgendliche Unschuld nicht lange: Man verflucht die innere Uhr, die einen um 6.30 Uhr schon aufwachen lässt, obwohl man bis 9.00 Uhr schlafen könnte. Der Single knautscht sich aus dem Bett, macht ein Frühstück für sich allein, liest die Zeitung – und merkt beim Artikellesen, dass er an gänzlich andere Dinge denkt. Alle anderen haben wahrscheinlich kurz Sex.

Wer sich daraufhin fröhlich an die Hausarbeit macht, wird bald merken, dass er diese Woche mit dem Hausflur dran ist. Wenn nicht, klingeln ihm die Nachbarn bescheid. Oder Vertreter stellen sich ein. Oder das Telefon läutet und man muss dem Vorwurf begegnen, sich die ganze Woche über nicht gemeldet zu haben. Wer mit dem Hausflur nicht dran ist, will dauerlaufen gehen: Und es wird regnen.

Samstagabend kommt man dazu, die Fernsehzeitung aufzuschlagen. Dann merkt man, was man die ganze Woche vergessen hatte aufzuzeichnen. Kaum läuft die Samstagabend-Show oder man hat sich verabredet, klingelt das Telefon: die Eltern kündigen sich an. Oma kommt mit. Singles werden noch ein bisschen klar Schiff im Haushalt machen und dann tot ins Bett fallen. Alle anderen haben kurz Sex.

Sonntagfrüh ist wieder nur kurz: Man hat noch Zeit zu duschen, sich Toasts einzuholen, sich den Kaffee hinunterzustürzen, die Zähne zu schrubben – und sich für die anrückende Familie ein kleines Kulturprogramm zu überlegen. Beim Gurgeln schellt es: die Lieben sind's! Mama bringt genähte Hosen, nicht umgemeldete Briefpost und Fotos vom Patenkind; Oma bringt Eier, Butter, Schinken, Käse und Leibnitz-Kekse; Vater schaut sich nur um. Man isst ein Gabelfrühstück, isst zu Mittag, trinkt Kaffee, zeigt die Stadt, erzählt ihnen Anekdoten. Sie zahlen, fragen nichts und sagen, zuhaus in ihrem Garten zu sitzen sei genauso schön. Dann isst man irgendwo zu Abend.

Man umarmt sich schließlich. Man fühlt Kindesliebe in sich aufsteigen. Man bekommt Geld zugesteckt. Sie winken, Oma hat feuchte Augen. Man winkt zurück. Die Tür fällt zu, der Stress von einem ab. Und 23.00 Uhr ist es inzwischen. Sonntag! Man setzt sich in irgendeinen Sessel, knipst wild durch die TV-Programme, lehnt den Kopf zurück, schließt die Augen . . . und dann denkt man insgeheim an Liebe im Büro.

© POTZDAM 2002 – Mathias Deinert

| TAGEBUCH |

Jobcasting

Von Siobhan Groitl

Ich ging so des Weges, allein für mich hin,
nach nichts Bösem stand da mein Sinn
sah einen Zettel am Ampelpfahl kleben
und weil es so rot war und man doch so brav
stund ich und las zum ersten Mal in mei'm Leben:

JOBCASTING

Das war's!!!!

Der neue Geist. Wir sind neu und modern und jung und global
Nicht mehr Bewerbungsgespräche, nö!

Interviews!

Anstalt wird Agentur.

Arbeitsvermittler werden *agents*.

Das Schwarze Brett zum *Jobpoint*.

Jagoda zu Gerster.

Alles wird gut.

Branding ist alles!!

© POTZDAM 2002 – Siobhan Groitl

An den unbekannt Helden

Eine Danksagung

Von P. Brückner

Auto fahren in Potsdam ist ja bekanntlich eine Sache für sich.

Parken noch eine ganz andere.

Kommt man nach 16 Uhr mit seinem - ohnehin schon mit Bedacht ausgewählten – Kleinwagen nach Hause, beginnt die große Suche nach einer Lücke, in die man sein Auto gerade noch hinein quetschen kann.

Glücklich ist der, welcher wie ich in einem Teil Potsdams wohnt, in dem es Parkplätze satt gibt.

Der nahegelegene Getränke-Hoffmann mit seinen großzügigen Stellplätzen lässt weder eine längere Suche nötig werden noch das unschöne Gerangel um die letzte freie Parkbucht, die anderswo in Potsdam das freundliche Miteinander so leicht vergällt.

Dachte ich immer. Bis ich vor kurzem diese Nachricht unter dem Scheibenwischer meines Autos fand.



Ich möchte mich mit diesem Text bedanken! Bei jenem meiner Nachbarn, der unermüdlich die öffentliche Ordnung und Sicherheit im Auge behält. Der nicht davor zurückschreckt, mich auf meine Verfehlungen aufmerksam zu machen. Der auf die Abschaltung von Missständen drängt und ein offenes Wort niemals scheut.

Ich möchte ihm die sicher oft versagte Anerkennung aussprechen und ihm eine breite Zustimmung aus allen Gesellschaftsschichten wünschen, die Menschen wie ihm zweifellos zusteht. Viel zu oft wird ihre aufopferungsvolle und zeitintensive Tätigkeit verkannt. Im Wohngebiet meiner Schwester werden diese Helden des Alltags gar als Neighbourhood-Nazis diffamiert. Unglaublich!

Denn würden die wachsamen Argusaugen unserer immer dem Gemeinwohl verpflichteten, oft verkannten Helden fehlen: Was täten wir ohne sie? Ganz klar, in Anarchie versinken und uns zwischen brennenden Müllbergen und kreuz und quer parkenden Autos nach den Bewahrern von Recht und Ordnung die Augen ausheulen.

Deshalb bin ich froh, dass es dich in meiner Nachbarschaft gibt, unbekannter Retter der Kleinen, Schwachen, Getretenen.

Ich wünsche dir Tatkraft und Durchhaltevermögen! – und Standhaftigkeit gegenüber den kleinen Schwächen, die auch einen Helden des Alltags manchmal beschleichen.

Denn hättest du deinen Posten nicht verlassen, vielleicht um ein neues Bier aus dem Kühlschrank zu holen (deine Frau ist so egoistisch, dass sie nicht einmal diesen kleinen Dienst an der Öffentlichkeit leisten will und lieber vor dem Fernseher sitzt und Richterin Barbara Salesch guckt, als ob DAS etwas zu Recht und Ordnung beitrüge), wärest du also am Fenster geblieben, dann hättest du das Moped nicht übersehen können, das den halben Parkplatz belegte. Du hättest es wieder wegfahren sehen und bei mir klingeln können, um mir nahe zulegen, jetzt mit meinem Auto aufzurücken, denn natürlich weißt du, wo ich wohne, dir entgeht so schnell nichts im Viertel!

Aber verstehe das jetzt bitte nicht als Kritik, mein unbekannter Held, denn wer bin ich, dass ich es wagen könnte, dir Ratschläge zu erteilen. Ich habe gelernt und begriffen!

Ich danke dir, mein Super-, Bat-, Denunziant- oder wie auch immer Mann und wünsche dir viele erfüllte Jahre im Dienst der Allgemeinheit! Und dass du nicht Bier holen gehst, wenn Nazis in der Straßenbahn einen Menschen zusammenschlagen!

© POTZDAM 2002 – P. Brückner

| TAGEBUCH |

Wieso hat er keinen Grabstein?

Von Siobhan Groitl

Heute habe ich einen alten Lehrer besucht.

Das letzte Mal sahen wir uns im Herbst, es roch nach Erde und der Himmel hing tief. Es waren viele gekommen mit Blumen und Erinnerungen. Und waren traurig.

Fast hätte ich sein Grab nicht gefunden. Man war damals doch leicht betäubt gewesen und den anderen halt so gefolgt.

Eine grüne Plakette in der Erde von der Friedhofsverwaltung mit den Daten, die dann so ein Leben ausmachen.

Jetzt liegt er da. Kitzelt mit den Zehen den einen am Kopf und hat einen Nachbarn für die Ewigkeit, den er sich nicht ausgesucht hat.

Die Kunst um ihn rum... nun ja: mit Ironie kann er's wohl ertragen.

Es sind Blumen da, ein paar Privatsträuße, eine amtliche Pflanzschale und ein paar Veilchen.
Sonst nackte Erde.

Wollte er's so?

Und dann geht man.

Und denkt sich: Und was will mal ich?

© POTZDAM 2002 – Siobhan Groitl

| AUTOREN DIESER AUSGABE |

Mathias Deinert

Jahrgang 1977, lebt, liebt und wirkt in Potsdam und Guben.

M. Gänsel

geboren 1972, kommt aus Guben und wohnt in Potsdam-West.

Markus Wicke

seit 30 Jahren Altmärker, seit 10 Jahren Potsdamer.

P. Brückner

1971 in Oschersleben (nicht Aschersleben) geboren, wohnt seit 1996 in Potsdam-West.

Siobhan Groitl

Jahrgang 1971, Bayerin, Potsdam-studiert, wohnhaft in Berlin.

Semira Kiani (Illustrationen)

geboren 1976, kommt aus Bonn und wohnt in Berlin / Prenzlauer Berg.

Christina Menzel

1980 in Cottbus geboren und aufgewachsen, neuerdings ansässig in Peitz, allerdings gemeldet in Dresden und verdammt häufig anzutreffen in Berlin. Mit anderen Worten: Man findet sie überall und nirgends.

Hans-Jürgen Schlicke

1956 geboren, Berliner. Hat aber im Grunde genommen nichts gegen Potsdamer.

Volker Störmann

Jahrgang 61, seit 1984 Wahlberliner, schaut neugierig gen Osten

Diana Stübs

21, Ostseekind, ledig.

| REDAKTION |

Mathias Deinert, M. Gänsel, Markus Wicke

| KONTAKT |

redaktion@potzdam.de